

WUNDERLICH

Leseprobe aus:

Lauren Willig

Der gestohlene Sommer



LAUREN WILLIG

Der
gestohlene Sommer

Roman

Aus dem Englischen von
Mechtild Sandberg-Ciletti

Wunderlich

Die Originalausgabe erschien 2014
unter dem Titel «That summer»
bei St. Martin's Press, NYC.

1. Auflage April 2015
Copyright © 2015 by Rowohlt Verlag GmbH,
Reinbek bei Hamburg
«That summer» Copyright © 2014 by Lauren Willig
Redaktion Tanja Schwarz
Alle deutschen Rechte vorbehalten
Satz aus der Adobe Jenson, PostScript, bei
Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin
Druck und Bindung CPI books GmbH, Leck, Germany
ISBN 978 3 8052 5081 8



Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte Papier
Munkenprint Cream liefert Arctic Paper Munkedals, Schweden.

Für Madeleine

KAPITEL I

New York, 2009

Jemand hat mir ein Haus hinterlassen», sagte Julia. «In England.»

Es war Sonntagmorgen, ihr Vater hatte es sich an seinem gewohnten Platz am Küchentisch bequem gemacht, diesem Cadillac unter den Küchentischen, der vermutlich mehr gekostet hatte, als Julia im Jahr Miete zahlte. In der Mitte stand, auf einem geflochtenen Untersetzer, eine Vase, darin drei weiße Lilien mit Farngrün, alles von täuschender Schlichtheit.

Wenn Julia ihren Vater besuchte, kam es ihr jedes Mal vor, als beträte sie eine Hochglanzdoppelseite von *Schöner Wohnen*. Ihre abgetragene Jeans und die praktische Hemdbluse nahmen sich neben den silbernen Geräten und dem edlen Blumenarrangement entschieden verfehlt aus.

«Tante Regina», sagte ihr Vater prompt.

«Tante wer?» Julia hatte keine Tanten, jedenfalls nicht soweit ihr bekannt war. Ihre Mutter war ein Einzelkind gewesen und ihr Vater praktisch auch. Sie hatte zwar mal von einer Halbschwester in Manchester gehört – oder war es ein Halbbruder? –, doch es gab keinen Kontakt mit diesem Teil der Familie; nicht einmal zu einer Weihnachtskarte hatte es je gereicht.

«Die Tante deiner Mutter», sagte ihr Vater kurz, wäh-

rend er einen Teil der Sonntagszeitung herausnahm. «Regina Ashe.»

Er sah Julia nicht an. Na ja, das war nicht anders zu erwarten. In all den Jahren hatten sie nie über England gesprochen, über diese graue Vorzeit, in die Julia nur in bösen Träumen zurückkehrte.

Selbst heute träumte sie noch manchmal davon: grelle Lichter, Regen auf der Windschutzscheibe, quietschende Autoreifen und der Klang ihrer eigenen Schreie. Sie erwachte dann schweißgebadet, die Arme fest um ihren zitternden Körper geklammert, und hörte sich selbst nach ihrer Mutter schreien.

«Müsste ich die kennen?», fragte Julia in bemüht leichtem Ton und versuchte, das Flattern ihrer Hände zu verbergen. Sie ging langsam zur Kaffeemaschine hinüber, die auf dem Küchentresen stand, wie um sich etwas Zeit zur Beruhigung zu geben und den Anschein des Normalen wiederherzustellen, den sie in den vergangenen fünfundzwanzig Jahren so sorgsam kultiviert hatte. «Das war der Name, der im Brief stand. Regina Ashe.»

«Sie war die Vormundin deiner Mutter», sagte ihr Vater.

Seine Redeweise war sehr knapp, sehr britisch. Statt sich im Lauf der Jahre zu mildern, hatte sich der BBC-Akzent ihres Vaters umso stärker ausgeprägt, je länger sie in den Staaten lebten. Er pflegte ihn so sorgsam wie einen besonders kunstvoll gezwirbelten Schnurrbart. Julia konnte es ihm nicht verübeln. Engländer genossen in New York einen Sonderstatus.

Ihr selbst war der Akzent als Kind nur lästig gewesen; er hatte bei ihren Altersgenossen genau die entgegengesetz-

te Wirkung hervorgerufen, und sie hatte ihn so schnell wie möglich abgelegt.

Übertragung, hatte der Psychologe es genannt, den Julia während ihrer Studienzeit aufsuchte, und sie mit seinem Fachchinesisch vollgetextet, das ihr wahrscheinlich zugänglicher gewesen wäre, wenn sie, wie ihre Zimmergenossin, das einführende Psychologieseminar belegt hätte. Doch das Wesentliche war klargeworden: Sie hatte sich von ihrem früheren Selbst befreit, aus der kleinen Julie, die mit ihren beiden Eltern in London in einer Wohnung mit Garten gelebt hatte, war ein amerikanisches Mädchen namens Julia geworden. Es war eine Bewältigungsstrategie.

Julia hatte höflich genickt und war nicht wieder hingegangen. Sie brauchte niemanden, der ihr das Offensichtliche erklärte.

«Ah ja», sagte sie. «Ihre Vormundin.»

Die *Sunday Times* raschelte, als ihr Vater umblätterte. Julia, die immer noch am Küchentresen stand, konnte nur den Hinterkopf ihres Vaters sehen, die gepflegten grauen Haare, die Ohrspitzen, die Metallbügel seiner Brille.

Ihre Mutter hatte eine Vormundin gehabt, die ein Haus besaß. Das klang in ihren Ohren total unreal. Julia wollte das Haus der Tante ihrer Mutter nicht haben. Diese Zeiten waren für immer vorbei. Sie war jetzt Amerikanerin, so amerikanisch wie Hillbilly-Musik und Kaugummi auf dem Bürgersteig. Ihr Leben war hier. So war es seit jenem entsetzlichen Oktoberabend, an dem sie mit Sack und Pack nach New York übergesiedelt waren.

Julia öffnete den Glasschrank und nahm sich einen Henkelbecher aus einer wohlgeordneten Reihe. Der Becher war weiß mit blauen Blümchen, sehr skandinavisch,

sehr modern. Alles in der Küche ihres Vaters war sehr skandinavisch und sehr modern. Die silbern blitzende Kaffeemaschine hatte mehr Knöpfe als eine internationale Raumstation.

«Ich dachte schon, es wäre so ein Nigeria-Schwindel», sagte Julia, die versuchte, einen Scherz daraus zu machen; sie wünschte, es wäre ein Scherz.

«Das Haus ist nicht in Nigeria.» Ihr Vater drehte sich nach ihr um und warf ihr einen Blick über den Brillenrand zu, genau den Blick, mit dem er gern besonders begriffstutzige Medizinstudenten bedachte. «Es ist in einem Vorort von London.»

«Das weiß ich», sagte Julia gereizt. «Es ist – ach, egal.»

Wenn ihr Vater nicht wusste, was ein Nigeria-Schwindel war, würde sie es ihm nicht erklären. Sein Umgang mit E-Mails beschränkte sich darauf, seine Korrespondenz zu diktieren; im Büro diktierte er seiner Sekretärin, zu Hause Julias Stiefmutter Helen.

Julia hatte höchsten Respekt vor Helen. Allein dass sie es geschafft hatte, fast fünfzehn Jahre lang alle Launen ihres Mannes zu ertragen, ohne ihm ein einziges Mal den Kaffee ins Gesicht zu schütten, war ein wahres Wunder.

Julia ging mit ihrem Becher zum Tisch und stellte ihn auf einen der geflochtenen Untersetzer, die zu genau diesem Zweck bereitlagen.

«Mal angenommen, das ist echt ...», begann sie.

Ihr Vater zog die Brauen hoch. «Angenommen? Du hast dich noch nicht mit den Leuten in Verbindung gesetzt?»

Julia starrte in ihren Kaffee, der kühl und trübe zu werden begann. Ja, das wäre wohl das Naheliegendste gewesen. Sorgfältige Überprüfung. So etwas war heute so ein-

fach, ein paar Mausklicks, und schon hatte man Namen, Adressen und nähere Einzelheiten.

Stattdessen hatte sie den Brief auf ihren Küchentisch zu einem Stapel alter Zeitschriften geworfen und dort in der Warteschleife, in der zurzeit ihr ganzes Leben hing, einfach vergessen.

«In meiner Post ist jeden Tag haufenweise Mist», verteidigte sie sich.

«Julia –»

«Ja, ich weiß», sagte sie scharf. «Ich weiß, okay? Ich wäre der Sache schon nachgegangen, wenn ich den Eindruck gehabt hätte, es wäre was Seriöses.» Wenn jemand sich die Mühe gemacht hätte, ihr mitzuteilen, dass sie eine Großtante Regina hatte und dass diese Großtante Eigentümerin eines Hauses war. «Ich hatte ja keine Ahnung, dass eine Erbschaft auf mich wartet.»

Ihr Vater übergang ihren Sarkasmus. «Wann ist der Brief gekommen?»

«Ach, erst vor acht Tagen.» Oder vierzehn. Die Tage verschwammen ineinander. Sie hatte den Brief in einem Bündel Werbepost gefunden.

Vor einiger Zeit noch hätte sie das im Handumdrehen erledigt. Vor einiger Zeit noch war sie auf den Schwingen von Adrenalin und Koffein durch die Tage geflogen, in denen sich die Stunden jagten wie im Autoskooter: ohne Pause zwischen Besprechungen, immer in Eile, immer auf dem Sprung zu neuen Taten.

Bis sie ihren Job verloren hatte und die Zeit sich plötzlich zog wie Kaugummi.

Sie hasste diesen Ausdruck: «hat ihren Job verloren»; als hätte sie ihn versehentlich irgendwo zwischen Schreibtisch

und Damentoilette verschusselt. Sie hatte ihn nicht verloren. Er war ihr genommen worden, der Kreditkrise, dem Börsensturz, der Rezession zum Opfer gefallen.

Julia zupfte an dem Gummiband, das ihren Pferdeschwanz hielt, und schob es zu strammerem Sitz weiter nach oben. «Ich rufe am Montag dort an.»

«Du rufst wo an?» Julias Stiefmutter betrat die Küche durch die Tür auf der anderen Seite und warf ihre Schlüssel in die Zinnschale, die auf der Waschmaschine stand. An ihrem Arm hing eine Tüte der Feinkostkette Dean&De Luca, aus der es köstlich nach frischem Brot duftete.

Helens schlanke Figur war hart erarbeitet, wie bei vielen Frauen ihres Alters, und ihre Haare waren genau in dem auf der Upper Eastside angesagten Aschblond gefärbt; nicht zu blond – das hätte billig gewirkt –, aber doch blond genug. Es war ein Ton, der hervorragend zu kamelhaarfarbenen Hosen im Winter und bunten Seidenkleidern im Sommer passte.

Helen war früher Anwältin gewesen, hatte ihren Job als Syndika bei Sotheby's jedoch gekündigt, als Jamie geboren wurde. Julia fragte sich manchmal, was Helen mit ihrer Zeit anfang. Sie hatte eine Putzfrau, die sämtliches Glas und Chrom im Haus auf Hochglanz polierte, und Jamie und Robbie waren lange über das Alter hinaus, wo sie ständige Fürsorge brauchten, eher schon brauchten das ihre Turnschuhe, die sich jedes Mal, wenn Julia kam, vermehrt und über die ganze Wohnung verteilt zu haben schienen.

Julia hätte gern gewusst, ob Helen die Zeit ebenso endlos lang wurde wie ihr, ob sie sich Erledigungen ausdachte oder beim Einkaufen trödelte, nur um etwas zu tun zu ha-

ben. Doch sie konnte sie nicht fragen, sie hatten nicht diese Art von Beziehung.

Ihr Vater kam ohne Umschweife zur Sache. «Julia hat ein Haus geerbt.»

«Wahrscheinlich», fügte Julia einschränkend hinzu. «Es kann auch ein Schwindel sein.»

«Nein», widersprach ihr Vater entschieden. «Ich erinnere mich an dieses Haus.» Und als fürchtete er, sie könnte auf den Gedanken kommen, wehmütige Reminiszenz in seine Worte hineinzulesen, fügte er trocken hinzu: «Es ist wahrscheinlich einiges wert, selbst bei der gegenwärtigen Marktlage.»

«Das ist doch schön.» Helen beugte sich zu Julia hinunter, um ihr den obligaten Kuss zu geben, und warf dabei gleich noch einen Blick in ihren Becher. «Ihr habt Kaffee getrunken?»

Julia hob den Becher demonstrativ in die Höhe. «Wenn ich noch einen trinke, krieg ich Herzrasen.»

Mit einem argwöhnischen Blick zur Kaffeemaschine sagte Helen: «Sollte der nicht koffeinfrei sein?»

Ihr Mann reagierte nicht. Absichtlich nicht, vermutete Julia. Nach seiner letzten Stent-Implantation hatten die Ärzte ihm koffein- und natriumarme Ernährung verschrieben – arm an allem, was das Leben lebenswert machte, erklärte ihr Vater mit der Geringschätzung des Chirurgen für die Verordnungen minderer Kollegen. Wenn zur Heilung eines Leidens nicht das Skalpell nötig war, war es der Beachtung nicht wert.

Ihr Vater nickte mit zufriedenem Lächeln. «Na, das wird Caro gehörig die Petersilie verhagelt haben.»

«Wem?»

«Der Cousine deiner Mutter. Du hast mit ihren Kindern gespielt, als du klein warst, weißt du nicht mehr?»

«Nein», antwortete Julia langsam. «Nein, keine Ahnung.»

Man hatte ihr erklärt, es sei ganz natürlich, dass sich die Seele nach einem traumatischen Erlebnis zu schützen versuche und Abwehrmechanismen aufbaue. Doch galt das ein Vierteljahrhundert nach dem Ereignis immer noch?

Um ihre Verwirrung zu verbergen, sagte Julia heftig: «Ist ja auch egal. Ich weiß sowieso nicht, was dieses Haus in Hampstead mit mir zu tun haben soll.»

«Nicht Hampstead», sagte ihr Vater. «Herne Hill.»

Julia zuckte mit den Schultern. «Ist doch dasselbe in Grün.»

«O nein», entgegnete ihr Vater, und Julia bemerkte etwas in seinem Blick, das sie nicht recht deuten konnte; als wäre er einen Moment lang ganz woanders, weit weg und in einer anderen Zeit. Er nahm den Immobilienteil der Zeitung zur Hand. «Wenn es in Hampstead wäre, wäre es mehr wert.»

Julia warf ihm einen gereizten Blick zu. «Danke, Dad.»

Er schüttelte die Zeitung kurz. «Du musst rüberfliegen und dich kümmern», sagte er, als wäre sie einer seiner Hiwis am Mt. Sinai Hospital, einer aus den Scharen von Assistenzärzten, die nach seiner Pfeife tanzten. «Es wird wahrscheinlich einige Zeit dauern, das Haus auszuräumen.»

«Ich kann nicht einfach alles hier stehen und liegen lassen», protestierte Julia.

«Warum nicht?», fragte er. «Es ist ja nicht so, dass du irgendwas anderes zu tun hättest, oder?», fügte er gnadenlos hinzu.

Julia starrte ihn an, weiß bis in die Lippen. «Das ist gemein.»

Er hatte ihr nie verziehen, dass sie nicht in seine Fußstapfen getreten und Medizinerin geworden war. Zumal sie die Noten dafür gehabt hatte. Als sie ihm eröffnete, dass sie BWL studieren würde, führte er sich auf, als hätte sie ihm von einer Karriere als Stripperin vorgeschwärmt.

«Liege ich denn so falsch?», fragte er, und sie hörte deutlich das ›Ich hab's dir gleich gesagt‹ hinter der Frage.

Sie wurde wütend. «Hast du eigentlich eine Ahnung von der derzeitigen Lage auf dem Arbeitsmarkt?» Keiner konnte ihr vorwerfen, dass sie zu Hause herumsaß und Däumchen drehte. Mit den Mengen an Bewerbungen, die sie verschickt hatte, hätte man eine kleine Wohnung tapezieren können. Anfangs jedenfalls. Bevor Mutlosigkeit und Depression sie niedergedrückt hatten. «Überall werden Leute entlassen, und niemand stellt ein.»

«Eben.» Ihr Vater faltete sorgsam die Zeitung. «Es gibt keinen Grund für dich, nicht nach England zu fliegen. Das ist Kapital, das dort ungenutzt herumliegt.»

«Noch jemand Kaffee?», fragte Helen, als zweite Ehefrau geübt darin, brenzlige Situationen zu entschärfen. «Julia, im Kühlschrank ist fettarme Milch, oder auch Sahne, wenn du willst.»

Julia lächelte künstlich. «Nein danke, ist schon gut.»

Nichts war gut. Es war furchtbar, den ganzen Tag zu Hause zu sitzen und zusehen zu müssen, wie ihr Sparguthaben stetig schrumpfte, aufgefressen wurde von den banalen Notwendigkeiten des täglichen Lebens. Und es war furchtbar, dass ihr Vater recht hatte.

Neun Monate lang im Winnie-Puuh-Schlafanzug in ih-

rer Wohnung herumzulungern und Erdnussmus aus dem Glas zu essen, war ihr wenig bekommen. Doch etwas anderes hatte sie nicht zu tun, jedenfalls zurzeit nicht. Die Jobsuche, sofern davon überhaupt die Rede sein konnte, ließ sich von zu Hause aus erledigen.

Trotzdem ärgerte sie die gleichgültige Annahme, sie könne jederzeit ihre Sachen packen und gehen.

«Meine Wohnung –», begann sie.

«Wir kümmern uns drum», unterbrach ihr Vater. Julius und Helens Blicke trafen sich. Sie wussten beide, was das bedeutete. Helen würde sich darum kümmern. «Sie läuft dir nicht weg.»

«Ja, aber ich verstehe trotzdem nicht, warum du meinst, ich sollte rüberfliegen», erklärte Julia frustriert. «Mein Zuhause ist hier.»

Dafür hatte ihr Vater mit aller Gründlichkeit gesorgt. Ihr britischer Pass war durch einen amerikanischen ersetzt worden; sie hatte diesen ersten amerikanischen Pass heute noch, irgendwo in einer Schublade – das Foto zeigte ein kleines Mädchen mit dunkelblonden Zöpfen und großen Augen, die glasig wirkten durch die grelle Beleuchtung.

Ihr Vater lachte geringschätzig. «Ein Einzimmerapartment?»

«Mit Kochnische, bitte sehr», sagte Julia schnippisch. «Meine Wohnung ist vielleicht nicht in der Fifth Avenue, aber ich mag sie zufällig.»

Wie die meisten Leute, die es aus eigener Kraft zu etwas gebracht hatten, legte ihr Vater großen Wert auf Statussymbole. Wie diese Wohnung. Und Helen.

Julia konnte sich noch an die Zeiten erinnern, als sie in Yorkville in einem Hochhaus gewohnt hatten, in dem

die Zimmer papierdünne Wände hatten und wo es ständig nach verbranntem Essen roch. Ihr Vater hatte das alles hinter sich gelassen, als wäre es nie gewesen. Wenn man ihn heute hörte, hätte man meinen können, er habe nie woanders als in der Fifth Avenue gewohnt, seinen Kaffee immer aus der verchromten Hochglanzmaschine genossen und nicht aus dem ramponierten alten Plastikding, das anfang zu qualmen, sobald es heiß wurde.

«Also, ich finde das richtig spannend», warf Helen schnell ein. «Das Haus, meine ich. Wie aus einem Roman. Vielleicht ist es ein Spukhaus.»

«Ganz toll», sagte Julia. «Das fehlt mir gerade noch.»

«Gibt's da nicht ein Sprichwort vom geschenkten Gaul?», sagte Helen beiläufig, während sie im Schrank kramte. Sie versenkte einen Teebeutel behutsam in einem Becher mit heißem Wasser. Durchdringender Minzegeurich breitete sich aus.

«Und was ist mit den Danaergeschenken?», gab Julia zurück. «Soweit ich mich erinnere, ist das für die Beschenkten nicht gut ausgegangen.»

Unerwartet lachte Helen. «Ich kann mir nicht vorstellen, dass dich in dem Haus ein Haufen Trojaner erwartet.» Als sie beide zu ihr hochsahen, erklärte sie: «Jamie musste gerade für den Lateinunterricht ein Diorama darüber machen.»

Julia musste wider Willen lächeln. «Du meinst, du hast das Diorama gemacht?»

«Na ja, du weißt doch, wie es ist, wenn er Kleber in die Finger bekommt», verteidigte sich Helen.

«In dem Pferd saßen Griechen, keine Trojaner», stellte Julias Vater herablassend fest. Er sah Julia über seine Brill-

le hinweg an. «Sei nicht dumm, Julia. Man erbt nicht alle Tage ein Haus.»

«Mama?» Jamies Stimme, die durch den ganzen Flur schallte, schlug in die gespannte Atmosphäre ein wie eine Murmel in eine Glaswand. «Maaaama? Wo sind meine –»

Was genau er suchte, ging im elektronischen Getöse unter, das mit Macht im Familienzimmer losbrach.

«Robbie!», brüllte Julias Vater. «Dreh das verdammte Ding runter», während Helen gleichzeitig rief: «Einen Moment, Jamie.»

Julia stand leise von ihrem Stuhl auf und trug ihre Tasche zum Spülbecken. Sie fühlte sich fremd und unbehaglich in dieser Familienszene. Jamie war gerade zwei Monate alt gewesen, als sie zum Studium weggegangen war, und Robbie hatte es noch nicht einmal gegeben. Sie waren beide aufgeweckte, gutmütige Jungen, doch sie hatte nie das Gefühl gehabt, dass sie zu ihr gehörten. Sie waren ein Teil des zweiten Lebens ihres Vaters, genau wie der teure Küchentisch aus hellem Holz, das blau-weiße Geschirr, wie diese Wohnung, die er gekauft hatte, nachdem Julia ausgezogen war, ein Neuanfang, ein neues Leben mit einer neuen Frau und neuen Kindern.

Helen warf Julia ein entschuldigendes Lächeln zu. «Ich bin gleich wieder da. Nimm dir von den Croissants, wenn du willst.»

Sie verschwand aus der Küche, um nach Jamies iPod oder Turnschuh oder der abhandengekommenen Tragfläche eines Modellflugzeugs zu fahnden.

Als Julia sich umdrehte, bemerkte sie, dass ihr Vater sie ansah.

«Caroline würde dir das Haus wahrscheinlich abkaufen,

wenn du das möchtest», sagte er gedämpft. «Dann müsstest du nicht zurück.»

Julia lehnte sich an den Küchentresen. Der Nachgeschmack kalten Kaffees lag sauer auf ihrer Zunge. Ihr Zorn verflog, sie war nur noch müde, müde und durcheinander. «Ich kann mich wahrscheinlich entscheiden, wie ich will, es wird immer verkehrt sein», meinte sie. «Den richtigen Weg gibt's nicht.»

Sie verstand nicht, warum diese unbekannte Großtante ihre nächsten Verwandten wegen einer fernen Großnichte übergangen hatte, die sich nicht einmal an ihren Namen erinnerte. Erinnerungen tauchten auf – an frisch gemähtes Gras, den schweren Duft von Blumen und kühles Wasser an ihren Fingerspitzen – und verschwanden.

«Dad?» Ihr Vater hob den Blick von der Zeitung. Julia stemmte sich vom Küchentresen ab, der Saum ihrer Jeans, immer zu lang, streifte über den gefliesten Boden. «Welchen Grund sollte diese Tante – Regina haben, mir ihr Haus zu vermachen?»

Sie erwartete, dass er die Frage mit einem Schulterzucken abtun würde. Doch er faltete säuberlich die Zeitung und legte sie auf den Tisch, genau nach der Holzmaserung ausgerichtet. «Deine Mutter ist in dem Haus aufgewachsen», sagte er und räusperte sich. «Deine Tante sagte immer, eines Tages würde es deiner Mutter gehören.»

Er sah Julia an. Seine Augen waren grau wie ihre. Sie hatten die gleiche Haar- und Augenfarbe, nur waren die einst mittelbraunen Haare ihres Vaters schon lange grau geworden und ihre mit blonden Strähnchen künstlich aufgehellt.

Ihre Mutter hatte schwarze Haare und lebhaft blaue

Augen gehabt. Sie war Leben und Lebendigkeit gewesen. Und dann nicht mehr.

Wenn Julia versuchte, sich an ihre Mutter zu erinnern, brachte sie nur ein Bild zusammen, das einem alten Foto mit verblassten Farben nachempfunden war: ihre Mutter mit einem Kopftuch um die schwarzen Haare in einem Garten, den Blick lachend zur Kamera hinaufgerichtet. Um sie herum standen die Bäume in Blüte, und irgendwo im Hintergrund war ein Teich oder See, nicht mehr als ein unbestimmtes Schimmern.

Das Bild hatte auf dem Nachttisch ihres Vaters gestanden. Nicht lang nach ihrem Umzug nach New York war es in einer Schublade verschwunden. Julia hatte nie den Mut aufgebracht, ihren Vater zu fragen, was er damit gemacht hatte. Ihrer beider Schmerz war ein drückendes Schweigen zwischen ihnen.

«Ach, und ich war einfach die Nächstbeste?» Ganz so verbittert hatte es eigentlich nicht herauskommen sollen.

«Entweder das», antwortete ihr Vater trocken, «oder Regina wollte Caroline eins auswischen. Die beiden hatten nicht viel füreinander übrig.»

Julia schob ihre Hände tief in die Taschen ihrer Jeans und wünschte, sie könnte sich mit ausgefahrenen Stacheln irgendwo zusammenrollen wie ein Igel. Sie vermisste den vertrauten Schutz, den ihr die Arbeit geboten hatte, diese gnadenlose tägliche Hektik, die ihr als Vorwand gedient hatte, sich alles, woran sie nicht rühren wollte, vom Leib zu halten.

Doch jetzt hatte sie keine Arbeit mehr. Und sie brauchte das Geld. Neun Monate war es schon her, dass man sie bei Sterling Bates voll scheinheiligem Bedauern verabschiedet

hatte. Man hatte sie, wie es die gängige Praxis des Unternehmens war, einen Tag vor Bekanntgabe der Boni entlassen und damit ihr Jahreseinkommen auf ein Drittel dessen reduziert, was sie sonst bekommen hätte. Von ihrer Abfindung würde bald nichts mehr übrig sein, doch die Rechnungen liefen weiter: Hypothek, Krankenversicherung, Essen und Kleidung. Sie hatte keine Ahnung, wie hoch die Grundstückspreise in Herne Hill waren, ob der Markt dort ebenso stark eingebrochen war wie in den USA. Doch egal, es war ein Geschenk des Himmels. Es nur wegen Ereignissen, die ein Vierteljahrhundert zurücklagen, auszuschlagen, wäre idiotisch.

Die Vergangenheit ist ein fremdes Land, hatte einer ihrer Kunstgeschichte-Dozenten oft gesagt. Wenn Julia es so sah, würde es vielleicht nicht so schlimm werden. Das England, das sie und ihr Vater hinter sich gelassen hatten, gab es nicht mehr. Das Haus war nur ein Haus, es bestand kein Grund, sich davon abhalten zu lassen, einen kleinen Gewinn einzustreichen.

Einen Monat, vielleicht zwei. Länger würde es sicher nicht dauern. Es wäre unverantwortlich, das Haus zu verkaufen, ohne es wenigstens besichtigt zu haben. Und es war wirklich albern, nach so vielen Jahren immer noch um das Thema Mutter herumzuschleichen wie die Katze um den heißen Brei. Ein Vierteljahrhundert war es jetzt her. Das Leben, ihr Leben, war weitergegangen, oder etwa nicht?

Julia war inzwischen über ihre Arbeit mehrfach in England gewesen, auch in London. So anders würde es diesmal bestimmt auch nicht werden. Auch dies war Arbeit und kein nostalgischer Vergangenheitstrip.

«Mal sehen, was ich tun kann», sagte sie. Zu einem kla-

reren Eingeständnis, dass sie nichts Besseres zu tun hatte, konnte sie sich nicht durchringen.

Ihr Vater nickte langsam. «Merkwürdig ... Nach so langer Zeit ...» Sein Blick schweifte an ihr vorbei zur halboffenen Tür des Familienzimmers, wo die Schatten von Robbies elektronischen Monstern die Wand verdunkelten. «Deine Tante sagte immer, deine Mutter sei die einzige wahre Erbin des Familienvermögens.»

Julia neigte den Kopf zur Seite. «Und was heißt das?»

Ihr Vater sah sie mit einem ironischen Lächeln an. «Keine Ahnung.»